

**Zeitschriftenartikel**

Begutachtet

**Koordinator\*in:**

Annita Kalpaka

HAW Hamburg, Deutschland **Redaktion**J.Georg Brandt HAW Hamburg, Deutschland **Erhalten:** 18. Februar 2026**Akzeptiert:** 25. Februar 2026**Publiziert:** 12. Mai 2026**Datenverfügbarkeit:**

Alle relevanten Daten befinden sich innerhalb der Veröffentlichung.


**Interessenskonfliktstatement:**

Die Autor:in erklärt, dass ihre Forschung ohne kommerzielle oder finanzielle Beziehungen durchgeführt wurde, die als potentielle Interessenskonflikte ausgelegt werden können.

**Lizenz:**

© R. S.

Dieses Werk steht unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International

(CC BY SA 4.0). 

**Empfohlene Zitierung:**

R. S. (2026) *Wie über den Nahostkonflikt sprechen? – Persönliche Reflexion zum Blockseminar* STANDPUNKT : SOZIAL 36 (1), 2026, *Wie über den Nahostkonflikt sprechen? – Auf der Suche nach Ansatzpunkten für das pädagogische Handeln in Handlungsfeldern Sozialer Arbeit und Bildung*, S. 1-6.

DOI: <https://doi.org/10.15460/spsoz.2026.36.1.307>[spsoz.2026.36.1.307](https://doi.org/10.15460/spsoz.2026.36.1.307)

# Wie über den Nahostkonflikt sprechen?

## Persönliche Reflexion zum Blockseminar

**R. S.<sup>1\*</sup>**

1 R. S., Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg – HAW 

Die Autor:in ist der Koordinatorin persönlich bekannt.

**Abstract**

Wie können wir als Gesellschaft und insbesondere in der Sozialen Arbeit, mit Themen umgehen, die so aufgeladen, so schmerzhaft und so komplex sind? Der Nahostkonflikt ist ein Paradebeispiel dafür. Und obwohl es in dem Seminar nicht darum ging, die Geschichte des Konflikts detailliert nachzuerzählen, war er der Hintergrund, vor dem wir über Antisemitismus und antimuslimischen Rassismus gesprochen haben. Ich habe gemerkt: Was dort geschieht, spiegelt sich hier in Deutschland wider. In den Medien, auf den Straßen, in den Schulen, in Gesprächen und vor allem in den Emotionen, die Menschen bewegen. Angst, Wut, Verzweiflung. Und oft auch Ohnmacht.

**Schlagwörter:** Pädagogischer Alltag, pädagogisches Handeln, Verletzlichkeit, Ohnmacht, Nahostkonflikt, Ambivalenz

# Wie über den Nahostkonflikt sprechen?

## Persönliche Reflexion zum Blockseminar

R. S.



### Wie über den Nahostkonflikt sprechen?

Als ich mich für das Seminar zum Nahostkonflikt angemeldet habe, wusste ich, dass es emotional herausfordernd werden könnte. Ich bin selbst Muslimin, trage Kopftuch und bin in Deutschland geboren, meine Familie kommt aus Afghanistan. Meine eigene Biografie ist also von Migration, Identitätsfragen und auch von Erfahrungen mit antimuslimischem Rassismus geprägt. Ich hatte dennoch das Bedürfnis, mich intensiver mit dem Thema auseinanderzusetzen, nicht nur wegen meiner persönlichen Erfahrungen, sondern auch, weil ich als angehende Sozialarbeiterin Verantwortung trage, Räume für Dialog, Empathie und Frieden zu ermöglichen. Das Seminar hat mich auf mehreren Ebenen bewegt: fachlich, emotional und menschlich.

Was mich von Anfang an beschäftigt hat, ist die Frage: Wie können wir als Gesellschaft und insbesondere in der Sozialen Arbeit, mit Themen umgehen, die so aufgeladen, so schmerzhaft und so komplex sind? Der Nahostkonflikt ist ein Paradebeispiel dafür. Und obwohl es in dem Seminar nicht darum ging, die Geschichte des Konflikts detailliert nachzuerzählen, war er der Hintergrund, vor dem wir über Antisemitismus und antimuslimischen Rassismus gesprochen haben. Ich habe gemerkt: Was dort geschieht, spiegelt sich hier in Deutschland wider. In den Medien, auf den Straßen, in den Schulen, in Gesprächen und vor allem in den Emotionen, die Menschen bewegen. Angst, Wut, Verzweiflung. Und oft auch Ohnmacht.

Besonders berührt haben mich die beiden Aktivist\*innen Amal Ghawi und Itamar Avneri, mit denen wir am dritten Blocktag über Zoom sprechen konnten. Ein Israeli und eine Palästinenserin – beide sind Teil des Projekts „Standing Together“<sup>1</sup>. Zwei Menschen, die ihre Geschichte erzählen, die so

---

1 <https://www.propeace.de/system/files/document/magazin-04-2024.pdf>

- <https://www.standing-together.org/en/about-en>

- <https://www.infosperber.ch/politik/welt/wenn-juden-und-palaestinenser-in-israel-gemeinsam-auftreten/>

- <https://qantara.de/artikel/israelis-und-pal%C3%A4stinenser-%E2%80%9Cstanding-together%E2%80%9D-helft-uns-dem-frieden-n%C3%A4herzukommen%E2%80%9C>

viel Leid erlebt haben, aber trotzdem nicht aufgeben. Sie setzen sich gemeinsam für Frieden ein. Ihre Botschaft war so klar und gleichzeitig so demütig: Wir sind Menschen, und wir haben beide das Recht zu leben. Für mich war das eine der kraftvollsten Lektionen aus dem Seminar. Es geht nicht darum, wer mehr leidet. Es geht nicht darum, auf welcher Seite man steht. Es geht darum, dass auf allen Seiten Menschen sterben. Kinder, Eltern, Familien. Und dass wir aufhören müssen, diese Leben gegeneinander aufzurechnen.

Was mich besonders bewegt hat, war die Hoffnung, die beide trotz allem behalten haben. Ich meine, das sind Menschen, die persönlich betroffen sind. Die Angehörige verloren haben, die unter der Besatzung oder unter Raketenangriffen gelitten haben, die mit ansehen mussten, wie Gewalt die Menschen verändert. Und trotzdem, oder gerade deshalb, setzen sie sich für Versöhnung ein. Ihr Projekt „Together Strong“ war für mich ein eindrucksvolles Beispiel dafür, dass Frieden eben nicht nur eine politische Entscheidung ist, sondern auch eine persönliche Haltung.

In diesem Zusammenhang habe ich auch den Artikel von Prof. Dr. Astrid Messerschmidt gelesen: „Weder antimuslimisch noch antisemitisch“<sup>2</sup>. Dieser Text hat mir geholfen, meine eigenen Gedanken besser zu sortieren, gerade weil ich mich oft zwischen den Stühlen fühle. Messerschmidt schreibt über die paradoxe Situation, dass ausgerechnet mit dem Vorwurf des Antisemitismus vielen deutschen Muslim\*innen das Deutschsein abgesprochen wird. Diese Worte haben bei mir etwas ausgelöst. Ich kenne das Gefühl nur zu gut: Man wird in bestimmten Momenten als „die Andere“ gesehen. Als wäre muslimischsein ein Gegensatz zu deutsch sein. Dabei fühle ich mich hier zu Hause. Deutschland ist mein Land, genauso wie meine Religion ein Teil meiner Identität ist.

Was mir an dem Artikel besonders gefallen hat, ist, dass er nicht versucht, einfache Antworten zu geben. Im Gegenteil, er fordert dazu auf, Komplexität auszuhalten. Dass Antisemitismus real ist, tief verankert in der deutschen Geschichte, und dass er entschlossen bekämpft werden muss, steht außer Frage. Aber das darf nicht dazu führen, dass Muslim\*innen pauschal verdächtigt, ausgegrenzt oder mit radikalen Positionen gleichgesetzt werden. Diese Haltung wünsche ich mir auch in der Sozialen Arbeit: eine Haltung, die sich nicht auf vermeintlich einfache Erklärungen zurückzieht, sondern den Mut hat, Fragen zu stellen, zuzuhören, Widersprüche auszuhalten (s. Fußnote 2).

---

2 <https://www.migazin.de/2023/12/20/gewaltverhaeltnisse-weder-antimuslimisch-noch-antisemitisch/>

In meiner bisherigen Ausbildung wurde immer wieder betont, wie wichtig Ambiguitätstoleranz ist, also die Fähigkeit, mit Mehrdeutigkeiten, Spannungen und Widersprüchen umzugehen. In diesem Seminar habe ich verstanden, was das in der Praxis bedeutet. Es bedeutet, nicht sofort Partei zu ergreifen. Es bedeutet, den Raum zu öffnen für Trauer, für jüdische Menschen, die um ihre Familien in Israel bangen oder Angehörige verloren haben. Und gleichzeitig für palästinensische Menschen, deren Familien im Gazastreifen unter Bombenangriffen leiden. Es bedeutet, Empathie nicht zu rationieren. Und es bedeutet auch, sich gegen jede Form von Rassismus zu stellen egal, ob er Juden oder Muslime trifft.

Was mir außerdem durch das Seminar klarer geworden ist, ist die Bedeutung von Selbstreflexion in unserer Rolle als Fachkräfte der Sozialen Arbeit. Ich habe mich mehrfach gefragt: Wo stehe ich selbst? Welche Prägungen bringe ich mit, welche Sichtweisen? Und was bedeutet das für meine Haltung im professionellen Kontext? Es ist nicht immer leicht, zwischen persönlichem Erleben und beruflicher Verantwortung zu differenzieren, aber genau da beginnt die echte Auseinandersetzung. Ich glaube, dass es in der Sozialen Arbeit nicht darum geht, „neutral“ zu sein, sondern darum, verantwortungsvoll mit der eigenen Perspektive umzugehen. Es geht darum, sich selbst mitzureflektieren, auch dann, wenn es unbequem ist.

Ich habe auch erkannt, dass Sprache eine enorme Rolle spielt. Wie sprechen wir über „den Konflikt“? Sagen wir „zwei Seiten“? Wenn ja, welche Stimmen hören wir wirklich? Und wen meinen wir überhaupt mit „wir“? All das sind Fragen, die ich mit in meine spätere Arbeit nehme. Als Sozialarbeiterin werde ich mit jungen Menschen arbeiten, mit Familien, mit Menschen, die Erfahrungen mit Ausgrenzung gemacht haben. Ich möchte in meiner Arbeit Räume schaffen, in denen Menschen sich sicher fühlen. Räume, in denen nicht gefragt wird: „Auf welcher Seite stehst du?“, sondern: „Wie geht es dir damit?“ Räume, in denen es erlaubt ist, zu trauern. Und Räume, in denen Menschen mit unterschiedlichen Geschichten miteinander ins Gespräch kommen.

Im Nachklang des Seminars habe ich mich auch gefragt, was all das für mein späteres Handeln im Berufsalltag bedeutet. Wie gehe ich mit Konflikten in Gruppen um, wenn verschiedene Perspektiven unvereinbar scheinen? Wie schaffe ich es, einen Rahmen zu bieten, in dem sich niemand ausgeschlossen fühlt, auch dann nicht, wenn Themen wie Antisemitismus oder Israel-Palästina angesprochen werden? Ich glaube, es braucht Mut. Mut, sich auch mit Unwissenheit zu zeigen. Mut, Dinge nicht zu wissen, aber offen dafür zu sein, dazuzulernen. Und Mut, den Raum nicht zu kontrollieren, sondern zu begleiten.

Mir ist klar, dass ich nicht alle Antworten habe und vielleicht nie haben werde. Aber ich habe eine Haltung. Ich weiß, dass ich Rassismus nicht stillschweigend hinnehmen darf. Ich weiß, dass ich mich weiterbilden muss, auch zu Antisemitismus, den ich als Muslimin vielleicht nicht aus erster Hand erfahre, aber trotzdem verstehen und benennen lernen muss. Und ich weiß, dass ich mein eigenes Wissen nicht als Waffe nutzen will, sondern als Einladung zum Gespräch. Wie Messerschmidt sagt: „weniger anklagend, mehr suchend“. Ich glaube, genau darin liegt die Chance.

### **Abschließende Gedanken**

Gerade in einer Welt, in der Konflikte oft laut und unlösbar erscheinen, ist es umso wichtiger, dass wir leise Stimmen nicht überhören, Stimmen wie die der beiden Aktivist\*innen, die trotz allem nicht aufgegeben haben. Sie haben mir gezeigt, dass Hoffnung keine naive Illusion ist, sondern eine bewusste Entscheidung. Eine Entscheidung, sich nicht von Hass leiten zu lassen. Eine Entscheidung, den Menschen im Anderen zu sehen, selbst wenn dieser Mensch aus einer Geschichte kommt, die mit der eigenen tief verwoben ist.

Ich nehme aus dem Seminar mit, dass wir als Sozialarbeiter\*innen nicht neutral sein müssen – aber menschlich. Dass wir nicht alles verstehen können, aber zuhören. Und dass wir keine perfekten Antworten brauchen, aber eine klare Haltung. Es geht nicht darum, alle Konflikte zu lösen. Es geht darum, Räume zu schaffen, in denen Menschen gesehen werden. Mit ihren Ängsten, ihren Erfahrungen, ihrer Geschichte. Und vielleicht liegt genau darin unser Beitrag zum Frieden, nicht irgendwo weit weg, sondern hier. In den Begegnungen, die wir ermöglichen. In der Sprache, die wir wählen. In der Art, wie wir Menschen begegnen.

Ich bin dankbar für dieses Seminar, weil es mich nicht nur fachlich, sondern auch persönlich berührt hat. Es hat mir gezeigt, dass ich meine Erfahrungen nicht verstecken muss, sondern sie in etwas Sinnvolles verwandeln kann. Und dass es genau diese Verbindung ist, zwischen dem Persönlichen und dem Beruflichen, die unsere Arbeit in der Sozialen Arbeit so wertvoll macht. Vielleicht beginnt Veränderung genau da: wenn wir bereit sind, mit offenem Herzen hinzusehen. Auch wenn es manchmal weh tut.

## Die Autor:in

**R. S.**, studiert Soziale Arbeit an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg – HAW.

Kontakt über:

 [annita@kalpaka.de](mailto:annita@kalpaka.de)